

EWAN MORRISON



ÜBER LEBEN

IST

ALLES

THRILLER



SUHRKAMP



SV

Ewan Morrison
ÜBERLEBEN IST ALLES

Thriller

Aus dem Englischen
von Karl-Heinz Ebnet

Herausgegeben von
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
How to Survive Everything
bei Contraband, an imprint of Saraband.

Erste Auflage 2025
suhrkamp taschenbuch 5465
Deutsche Erstaussage
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2025
Copyright © Ewan Morrison 2021
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlagabbildungen: FinePic®, München

Umschlaggestaltung: zero-media.net

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47465-5

Suhrkamp Verlag AG
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

ÜBERLEBEN IST ALLES

Der Mensch kann vierzig Tage ohne Essen,
etwa drei Tage ohne Wasser,
an die acht Minuten ohne Luft überleben,
aber nur eine Sekunde ohne Hoffnung.

Hal Lindsey

MEIN SURVIVAL-GUIDE

Ich bin noch am Leben; wenn du das liest, heißt das also, dass du auch noch am Leben bist.

Das ist schon mal was.

Ich heiße Haley Cooper Crowe, ich bin im Lockdown an einem abgelegenen Ort, von dem ich nichts erzählen kann, weil sonst du und alle, mit denen du zu tun hast, mich und die, die ich liebe, und die, die ich nicht ganz so liebe, in Gefahr bringen könnten.

Als dieser ganze Scheiß anfing, war ich fünfzehn Jahre, sieben Monate, zwei Wochen und einen Tag alt, aber im ersten Jahr im Lockdown haben wir jeden Kontakt zur Außenwelt verloren. Und dann war plötzlich ein Tag weg, dann eine ganze Woche, dann überhaupt das Zeitgefühl, daher weiß ich jetzt nicht mehr genau, wie alt ich bin.

Moment ... Wenn du das liest, könnte es auch sein, dass ich tot bin; es gibt ja kein Internet mehr, sagt jedenfalls Dad, du kannst das hier also nur lesen, weil du in unser Safe House eingebrochen bist und mein Fach im Bunker gefunden und dieses Notizbuch entdeckt hast.

Ich hoffe, mein Anblick war nicht zu krass, wenn du mich tot aufgefunden hast.

Ich hab mir geschworen, wenn ich hier lebend rauskomme, werde ich aufzeichnen, wie wir hier reingeraten sind, und ich werde meinen eigenen unöden Survival-Guide schreiben mit praktischen Tipps für unöde Leute und andere Teenager, die von durchgeknallten Prepper-Eltern entführt werden. Dads Survival-Handbuch ist so was wie eine How-to-Anleitung für den ganzen Mist, den er uns zugemutet hat, ich werde also auch davon das eine oder andere verwenden. Ich dachte mir, so ein Guide wäre ganz nützlich für den Fall, dass wir doch

überleben und dann die nächste Pandemie überstehen müssen, und weil wir ja auch den zukünftigen Überlebenden was hinterlassen müssen, wie mein Dad sagt, damit sie die Zivilisation wiederaufbauen können.

Es ist schon faszinierend, dass meine popelige Lebensgeschichte so von Bedeutung ist, aber vielleicht sollte ich mich lieber darauf konzentrieren, lange genug am Leben zu bleiben, damit ich noch alles aufschreiben kann, statt so ein egoistischer Arsch zu sein.

Aber, um die Wahrheit zu sagen, in Phase fünf des Lockdowns wird es ziemlich gruselig, und wenn dann noch irgendwelche Witze gemacht werden, ist das nichts anderes als Galgenhumor. Ich schreibe jeden Tag, damit ich an was anderes denken kann und nicht bloß darauf warten muss, dass uns der Tod findet. Jedenfalls tun mir wirklich die Milliarden Leute leid, die wahrscheinlich verhungern oder sich zu Tode röcheln oder während der Unruhen bei lebendigem Leib verbrannt werden, und natürlich auch meine alten Mitschüler (außer Sharon Mackay), die man wegen einer Dose Erbsen brutal ermordet, aber jetzt sollte ich wirklich mal richtig mit meinem Survival-Guide anfangen.

Wie du nicht reagieren sollst, wenn du einem Röchler gegenüberstehst

»Röchler« ist unser Name für eine kontaminierte Person, und die sind ein sehr gefährliches Problem. Als Erstes, falls eine Mauer oder ein Zaun zwischen dir und dem Röchler ist, dann gerate nicht in Panik und vergiss nicht zu atmen. Luftanhalten kann dazu führen, dass du ohnmächtig wirst oder halluzinierst, was nicht unbedingt günstig ist, wenn du eine geladene Armbrust bei dir hast, die vielleicht sogar nach oben auf dein eigenes Gesicht gerichtet ist.

Bring die Waffe in eine sichere Position, nimm verflucht noch mal den Finger vom Abzug, zähl deine Atemzüge und

konzentrier dich. So habe ich versucht, meine Panik unter Kontrolle zu bringen, als ich hinter dem ausgebrannten Pickup, den wir für unsere Schießübungen benutzten, im Dreck kauerte. Ich war auf Grenzpatrouille, und der Röchler war direkt vor mir, genau wie wir bei unserem Lockdown-Training immer gewarnt wurden, er war direkt auf der anderen Seite des Zauns.

Ich zählte bis sechsendreißig, dann dachte ich, Scheiße, was mach ich bloß - vor mich hin zittern und mich anpinkeln, oder noch mal einen Blick auf ihn werfen? Ich richtete mich also etwas auf und wollte das kontaminierte Arschloch ins Visier nehmen, aber das Zielfernrohr war von meinem eigenen blöden Atem beschlagen. Er war vielleicht zwanzig Meter entfernt, und er trug keine Maske, so viel zumindest stand fest. Mein Gott, dachte ich, jetzt ist es so weit: Jetzt plündern sie unsere Lebensmittelvorräte und schlachten die Männer ab und stecken Mutter und mich an und vielleicht sogar die verrückte Meg, dann vergewaltigen und töten sie uns. Das machen nämlich die infizierten Horden, die am Verhungern sind und an inneren Blutungen sterben. Jedenfalls sagt das Dad.

Auch Hyperventilieren kann dazu führen, dass deine Hand zittert, durch das Zielfernrohr wirst du dann einen Scheißdreck sehen und schon gar nicht auf irgendwas anlegen können.

Mein Fadenkreuz jedenfalls sprang vom Brustkorb des Röchlers runter zu seinen Füßen und rauf in den Himmel und dann auf irgendwas im Gras. Ich keuchte und war wütend und flüsterte: »Wag es ja nicht, den Zaun mit deinem beschissenen Atem zu kontaminieren!« In der Hand hatte er so was wie einen Drahtschneider oder eine Waffe, auf keinen Fall aber Handschuhe - er verteilte das Virus buchstäblich überall. »Bitte, um Gottes willen«, flüsterte ich, »dreh einfach um und hau ab, zwing mich nicht, dass ich meinen ersten Menschen erschieße.«

Noch ein **Survival-Tipp**: Wenn du dich verstecken musst, kann dein Walkie-Talkie dein schlimmster Feind sein.

Mein Walkie-Talkie gab ein Krächzen von sich, und der Röchler fuhr herum. Ich machte keinen Mucks, aber mein Brustkorb fühlte sich an, als hätte ich einen Schlag abbekommen. »Reiß dich zusammen, Haley Cooper Crowe«, sagte ich halbblaut, »nutz dein verdammtes Fadenkreuz!« Ich blieb in Deckung, spürte aber, wie der Typ das Niemandsland nach mir absuchte.

Mir verschwamm alles vor den Augen, aus irgendeinem Grund musste ich aber an Danny und mich denken, wie wir uns aneinanderkuscheln und uns vor der untergehenden Welt verstecken und wie übel es ist, dass ich das genieße. Ich meine, wie total romantisch und bescheuert ist das denn?

Survival-Tipp: Steht man einem infizierten Individuum gegenüber, wäre es nicht schlecht, wenn man nicht vom Knutschen fantasiert, sondern sich überlegt, ob man schießen will, um ihn außer Gefecht zu setzen, oder ob man schießen will, um ihn umzubringen. Außerdem sollte man die Konsequenzen abschätzen, wenn man schießt und nicht trifft.

Meine Brust pochte im Panikmodus. Wenn ich schoss und den Röchler nicht traf, konnte er davonlaufen und mit seinem ausgehungerten Mob zurückkehren. Aber wenn ich mich aufrichtete und weglief, um Hilfe zu holen, würde er wissen, dass hier unser Safe House war, und er könnte mir in den Rücken schießen. Wenn ich mich aber nicht rührte und nichts tat, würde er sich einfach durch den Zaun schneiden und mich finden, ein vor Angst schlotterndes Häufchen Elend. Was würde ich tun, wenn er seine Waffe auf mich richtete? Zu ihm sagen: »Hey, Röchler, wie geht's, wie steht's so in der Pandemie? Lass uns Freunde sein.«

Schießen oder nicht schießen? Wenn es darum geht, eine Entscheidung zu treffen, bin ich eine komplette Nullnummer, beim Treffen von Zielen bin ich auch nur ein bisschen besser.

Entscheide dich, Haley, zum ersten Mal in deinem blöden Leben.

In meinem Kopf war Dads Stimme. »Kontaminierung und Hunger bringen gute Menschen dazu, böse Dinge zu tun. Du musst stärker werden, Haley. Wenn ich zuerst sterbe, musst du die anderen beschützen.«

Ich konnte mich nicht entscheiden, also ließ ich die Stimmen in meinem Kopf die Entscheidung treffen.

Dannys Stimme sagte: »Die würden es sich nicht zweimal überlegen, uns zu erschießen, die sind nichts anderes als wilde Tiere.«

Okay, ich musste den kontaminierten Arsch erschießen, um meine Familie zu schützen. Der Typ war doch sowieso schon so gut wie tot. Gott vergib mir, dabei glaub ich noch nicht mal an irgendeinen Gott, der diese Seuche über die Menschheit gebracht haben könnte.

Ich versuchte zu tun, was Danny mir beigebracht hatte. »Luft anhalten und Ziel anvisieren, Haley. Du hast nur einen Schuss, und wenn du nicht triffst, hast du keine Zeit, um nachzuladen, bevor sie zurückschießen.« Ich dachte an Dannys Arme, die er um mich gelegt hatte, damit ich die Waffe ruhig halte, an seinen Mund an meinem Ohr. »Ganz ruhig bleiben, konzentrier dich auf deinen Herzschlag, achte auf ihn, er gibt dir den Countdown vor zum Abfeuern. Zähl jetzt deine Atemzüge.«

Langsam legte ich den Finger um den Stecher. Dann zählte ich die Atemzüge, runter von zehn, neun, acht, wie Danny es mir beigebracht hatte. Sieben, sechs. Das Fadenkreuz lag nun auf der Brust des Röchlers. Fünf, vier. Ich schloss die Augen. »Sie oder wir«, hörte ich Danny flüstern. Drei, zwei. Ich dachte an Dannys Mund auf meinen Lippen, unsere einander umkreisenden Zungen. Warte, halt, erschieß den Typen nicht!, dachte ich. Aber in der Luft war ein Rauschen, von der Armbrust kam ein Rückschlag, ich musste den Abzug betätigt

haben. Ich kniff die Augen zu und wartete in der Stille auf den dumpfen Aufprall meines Pfeils, der eine menschliche Brust durchbohrte.

Moment. Zurückgespult.

Das geschah nach etwa drei oder vier Monaten im Lock-down, und du hast null Ahnung, worum es hier geht oder wie wir überhaupt dorthin gekommen sind. Stimmt's?

Fang noch mal von vorn an, Haley.

Vielleicht mit dem Tag, an dem alles begann.

Dem Tag, an dem Dad Plan A in Angriff nahm. Dem Tag, den er Tag eins nannte.

PLAN A

Wie man die eigenen Kinder entführt

Willst du am Tag eins einer vermuteten Pandemie deiner Exfrau die eigenen Kinder entführen, benötigst du Folgendes:

1. Ein robustes Geländefahrzeug, voll aufgetankt, mit Extra-Kraftstoffkanistern.
2. Eine gut geplante und vorher getestete Route, auf der man sich schnellstmöglich aus dem Staub machen kann.
3. Eine ausgefeilte Lügengeschichte, um vom eigentlichen Vorhaben abzulenken.
4. Superpraktisch ist auch, die Entführung in die Nacht zu legen, in der die Kinder sowieso bei dir sind.

Das alles hatte sich mein Dad ausgedacht, der auch der Autor eines eigenen, recht bombastisch mit *ÜBERLEBEN* betitelten Survival-Guides zur Pandemie ist.

Alles begann um 05.03 Uhr, am Morgen des 12. Oktober. Ich hab's mit Zahlen nicht so, aber Dad ist von ihnen besessen. Zum Beispiel: Du kannst drei Tage ohne Wasser und drei Wochen ohne Essen überleben. Oder: Auf Zweihundertdreißig Billionen Dollar beläuft sich der Schuldenberg des Landes; den Streit um die Zahl der Menschen, die während der letzten Pandemie starben, spar ich mir jetzt. Oder: Die Ausbreitung des Virus verläuft exponentiell, was in einer globalisierten Wirtschaft »sich gegenseitig verstärkende Rückkoppelungsschleifen« erzeugt, was nichts anderes ist als ein »die gesamte Art bedrohendes Ereignis«.

Dad war mal Journalist und hat mir das alles beigebracht. »Einer Statistik ist nicht zu trauen«, sagte er, »genauso wenig den Leuten, die sie benutzen.« Das war das Problem. Keiner

glaubte ihm oder hörte auf seine Warnungen - vor allem Mutter nicht -, und deshalb war er zu dem gezwungen, was er an diesem ersten Morgen um 05.03 Uhr in die Tat umsetzte.

Man könnte sagen, er köderte uns oder übte extremen psychischen Druck aus, aber er hielt uns keine Knarre unter die Nase - das kam später, bei Plan C. Aber es war definitiv gelungen, als er uns eine Überraschung versprach. Wir standen also auf, zogen uns an, gingen zur Tür hinaus und stiegen in seinen schäbigen alten SUV.

»Hey, Haley-Boo«, flüsterte er, als er mich wachrüttelte. Es war so seine Masche, uns zu ganz verrückten Zeiten aufzuwecken und dann ganz gefühlsduselig zu sein. »Beeil dich, ich hab eine wirklich coole Überraschung für euch«, sagte er. Das war, ihr wisst schon, nichts anderes als kitschiger Weihnachtsmann-Mist, wie man ihn kleinen Kindern wie Ben erzählt - der übrigens mein kleiner Bruder ist.

Also rappelten Ben und ich uns von Dads »Camping-Luftmatratze« hoch - die Mutter natürlich als unhygienisch verdammt hatte. Ben sprang schon wie ein affiger Hüpfball durch Dads beschissene Einzimmer-Mietwohnung, und ich versuchte schlaftrunken, mir die Bettdecke über den Intimbereich zu ziehen. Ich griff zu meinem Handy, weil es ja noch nicht mal hell war, aber Dad rief schon, »keine Nachrichten an deine Mutter! Auch kein Snapchat, zieh dich an. Schnell!«

Sechs Uhr wäre für Dad normal gewesen, fünf aber war ungewöhnlich. Ben war schon halb angezogen und rief: »Haley ist am Handy, Haley ist an ihrem Handy!« Dem heißgeliebten Fettsack gefiel es, mir eins auszuwischen, besonders dann, wenn es um meinen »asozialen Handykonsum« ging - das war das Einzige, worauf sich meine entschieden geschiedenen Eltern verständigen konnten, allerdings, typisch, nie von Angesicht zu Angesicht, sondern immer nur, wenn sie miteinander telefonierten.

Ich will erst gar nicht damit anfangen. Im Ernst, achtzig

Prozent oder sechzig Prozent aller Kids an meiner Schule hatten geschiedene Eltern. Mit zehn hatte ich es aufgegeben, da noch was kitten zu wollen. Als ich elf war, hatte ich mir ALLE Gefühle verboten. Ich hatte es satt, ständig zu sagen, »wie satt ich es habe«. Ziemlich sicher hatte ihre Scheidung mich zu der unentschlossenen, entscheidungsunfähigen, charakterlosen, sarkastischen, passiv-aggressiven, asthmatischen, wehleidigen, übernachdenklichen, hamletmäßigen Loserin gemacht, die jeder im Lockdown hier kennt und mag.

Dad zerrte was aus dem Schrank, das aussah wie eine Kreuzung aus einem kleinen Motor und einem Computer, und rief: »Kinder, wir brechen auf! Jetzt sofort!«

Ben sah mich an, als wollte er sagen: Komm schon, Haley, wir müssen, um Dad eine Freude zu machen, so tun, als würden wir es super finden! Wir, ich und der Benster, hatten nämlich die geheime Übereinkunft, dass wir alles ganz toll fanden, was wir in den dreiundzwanzig Stunden unternahmen, die wir Dad in der Woche sahen, damit er sich nicht zurückgewiesen fühlte.

Lieber ein Jahr zu früh dran als einen Tag zu spät

Wenn du deine Kinder entführst, brauchst du ein »Notfallkit« mit essenziellen Survival-Sachen. Es sollte Folgendes enthalten:

Wandersocken im Mehrfachpack, Schokoriegel, Pfefferspray, Antibiotika, ein Seil, einen Erste-Hilfe-Kasten, Wasserentkeimungstabletten, einen Kompass, einen Feuerstein oder andere Sachen zum Feuermachen und ein Jagdmesser, das man zur Jagd und vielleicht auch nicht zur Jagd verwenden kann.

Dad hatte drei von diesen »Notfallkits« - jeweils eines für Ben, eines für mich und eines für sich selbst -, aber das wussten wir noch nicht. Ebenfalls wussten wir nicht, dass sein alter SUV samt Dachgepäckträger mit fünf Plastikkisten

beladen war, die achtzig Packungen Erbsen enthielten, eine Sundström-Schutzmaske, zwölf HEPA-Filter, drei N95-Atemschutzmasken, drei Rettungsdecken aus Mylarfolie, drei gefälschte Ausweise, eine Flasche Chloroform, drei Vier-Liter-Dieselmanister und eine illegale Waffe.

Nur um euch klarzumachen, wie vollkommen ahnungslos ich zu dieser schicksalhaften Stunde um fünf Uhr war: Als Dad uns aus der Tür scheuchte, war für mich das Wichtigste auf der Welt die Frage, welche Schuhe ich anziehen sollte.

Dad, müsst ihr wissen, hatte mir so Tomboy-mäßige Bergschuhe besorgt, und von Mutter hatte ich Girlie-mäßige Hi-Tops. Das Problem war: Welches Paar sollte ich mitnehmen, ohne dass einer meiner Elternteile das Gefühl hatte, ich würde den anderen vorziehen? Dad sollte uns später an dem Tag, wie immer, bei Mutter abliefern, wenn ich dort also mit den Schuhen aufkreuzte, die er gekauft hatte, wäre sie gekränkt. Seitdem ich ein Scheidungskind war, von Anfang an, standen Mutter und Dad im unausgesprochenen Wettbewerb, im Kampf um meine Zuneigung den jeweils anderen mit allem möglichen Konsumzeugs auszustechen.

»Was dauert denn so lange, Halester?«, brüllte Dad.

An dem Tag also, an dem Dad uns entführte, verhedderte ich mich in der epochalen Entscheidung zwischen Bergschuhen oder Frauenfashion. Mutter oder Dad? A oder B? Wen will ich heute zurückweisen? Kann ich nicht einfach beide Seiten glücklich machen? Das ist mein Grundproblem - ich kann keine Entscheidung treffen, niemals. Ich hasse es. Verdammst noch mal. Es ist so unfair.

Aber Dad hatte sich alles schon im Voraus überlegt und würde weder mir noch Ben irgendwelche Entscheidungen überlassen. Nada.

Dad packte Ben an der Hand, zog ihn zur Tür und rief: »Haley, wenn du jetzt nicht kommst, lass ich dich hier, dann kannst du verhungern.«

Verhungern? Wow! Ich griff mir die ersten Sneakers, die ich zu fassen bekam, und lief Dad und Ben hinterher, rein in seine verdreckte, zehn Jahre alte, familientaugliche Off-Road-Karre. Draußen war es noch dunkel. Ich schlüpfte in meine Schuhe und stöhnte über die Willkür, die meine nichtprimäre sorgeberechtigte Bezugsperson an den Tag legte.

Erzähl deinen Entführungsoffern nichts von den Anzeichen oder deinem Plan

Unerlässlich ist die Datenerhebung zum menschlichen Verhalten während einer Pandemie, damit man seine Flucht perfekt planen kann. Schließlich will man nicht die ersten Warnsignale falsch verstehen. Oder zu spät aufbrechen, wenn die Polizei die Stadt mit Straßensperren bereits komplett abgeriegelt hat. Verschwende keine Zeit, indem du deinen Kindern erklärst, was du machst. Halt dich an Plan A.

Es war gegen fünf Uhr zwanzig, im Licht der Straßenlaterne warf Dads 4x4 unheimliche Schatten auf die leeren Straßen, die immer schmaler wurden. Bäume ploppten wie Werbeclips auf zwischen den vorstädtischen Einfamilienhäusern. Alle Ampeln standen auf Grün, als wollten sie uns auf unserer geheimen Mission freie Bahn verschaffen. Wir kamen an einem Spielplatz vorbei, wo niemand auf den Kinderschaukeln und den Plastikflusspferden saß, überall nur unheimliche Stille. Ein Fuchs lief vor uns über die Straße und suchte Schutz in einer Hecke. Es war diese surreale Stunde, bevor die Leute aufstanden, wenn Tiere, die sich sonst immer versteckten, auf den Straßen herumstreiften und alles so aussah wie auf einem verlassenen Filmset.

Dad war an dem Morgen übernachtigt und aufgekratzt als sonst. Wir wussten es noch nicht, aber er hatte die ganze Nacht vor seinem Computer gesessen und die Ausbreitung von CHF-4 oder was auch immer verfolgt, jedenfalls das, was laut ihm später als Virus X bekannt wurde.

Wenn dem seinen Unterhaltungspflichten nicht nachkommenden Versager Ed Crowe zu glauben ist, hatte er den Sonnenaufgang über China mitverfolgt, nachdem in Hongkong erste Fälle einer unerklärlichen Viruserkrankung gemeldet wurden, die deine Lunge in Püree verwandelt. Folgendes hatte er, wie er später sagte, herausgefunden:

1. 504 Leute waren bereits gestorben, die Inkubationszeit konnte bis zu einem Monat betragen.
2. In den vergangenen vier Wochen hatten sich 280 000 Menschen in der Stadt aufgehalten, die als das Zentrum der Infektion galt; die Touristen sind allesamt fröhlich in ihre Heimatländer zurückgeflogen.
3. Diese Informationen wurden mit großer Verzögerung herausgegeben, weil die Regierung hoffte, den viralen und wirtschaftlichen Meltdown zu verhindern, dem wir während der Covid-Pandemie fünf Jahre zuvor so nahe gekommen waren.
4. Den Politikern würde es natürlich wahnsinnig leidtun, weil sie es schon wieder getan hatten. Nur war es diesmal schlimmer, weil das Virus auch kleine Kinder tötete; außerdem tat es ihnen wirklich sehr, sehr leid, weil das Virus, ja, aus einem Labor entwichen war.

Hätte ich gewusst, dass Dad die ganze Nacht auf gewesen war, um diese schrecklichen Infos zusammenzutragen, hätte ich sein Verhalten Mutter melden müssen - dazu hatte ich die strikte Anweisung. »Haley, wenn du mitbekommst, dass dein Vater komische Sachen macht, die mit irgendwelchen Fake-News-Kanälen zu tun haben«, hatte sie mir Jahre zuvor eingetrichtert, »dann gib mir sofort Bescheid.« Aber Ben und ich hatten nun mal selig geschlummert.

Dad, wie er später behauptete, hatte mitverfolgt, wie sich

die Hysterie online über Asien und Australien verbreitete, dann über Russland und Indien, wo die Menschen beim Aufwachen feststellten, dass auch bei ihnen welche röchelten und an ungeklärten Symptomen litten. Also versuchten sie die Grenzen dichtzumachen, um der Infektion vorzubeugen, bevor die Wirtschaft in Panik geriet und es zu den schon erwähnten sich gegenseitig verstärkenden Rückkoppelungsschleifen kam, die laut Dad zu einem Weltkrieg führen würden, weil es ja schon zu spät war, das Virus noch zu stoppen. So für den Anfang würden dann mal eine Milliarde Menschen sterben, und wir würden in eine mittelalterliche Pestzeit zurückgeworfen.

Hätte er uns das alles erzählt, wären wir wahrscheinlich nicht in seinen SUV gestiegen, geschweige denn drin sitzen geblieben.

Jedenfalls, von der letzten Pandemie wussten wir noch, dass sich Scheidung und geteiltes Sorgerecht nur schlecht mit einem Lockdown vertrugen, weil die Eltern entscheiden mussten, wer die Kinder behielt, und die Kinder ihren anderen Elternteil nicht mehr zu Gesicht bekamen, bis Entwarnung gegeben wurde. In neunzig Prozent der Fälle gewannen die geschiedenen Frauen diesen Streit. Mutter jedenfalls hatte ihn gewonnen, deswegen hatten wir, als das letzte Mal die Virus-Kacke am Dampfen war, Dad für ein volles halbes Jahr nicht gesehen.

Eigentlich, wenn man so darüber nachdenkt, konnte Dad von großem Glück reden, dass das Ende der Zivilisation mit den Oktober-Schulferien zusammenfiel, denn das hieß, dass wir zwei Tage bei ihm bleiben konnten, zwei Nächte hintereinander. Wäre es wie sonst nur eine Nacht gewesen und hätte das Ende der Zivilisation am falschen Tag eingesetzt, hätte er uns aus dem Haus unserer Mutter holen müssen. Das hätte sie zu verhindern versucht und ihm unterstellt, dass er an paranoiden Wahnvorstellungen litt, dann hätte er eine Waffe

oder so was einsetzen müssen, und das wäre dann wohl ziemlich peinlich geworden.

Bereite deine Kinder heimlich schon Jahre im Voraus vor

Um keinen Verdacht zu erregen und deinen Kids bei der Entführung keine Angst einzujagen, solltest du sie dafür über mehrere Jahre hinweg mit seltsamen und heimlichen Abenteuern auf das Kommende vorbereiten.

Okay, vielleicht denkst du dir, dass sämtliche Alarmglocken schrillen sollten, wenn du morgens um halb sechs von einem Vater, der aussieht wie Kurt Cobain, wenn er bei den Marines gewesen wäre, mit Höchstgeschwindigkeit aus der Stadt gekarrt wirst. Aber bei uns schrillte nichts. Dad hatte Ben und mich seit Jahren präpariert, nur hatten wir nichts davon mitgekriegt.

Dad hatte uns immer zu kleinen Ausflügen mitgenommen, die er »Vaventeuer« nannte. Das Wort basierte auf einem süßen Aussprachefehler von Ben, als er drei war und von einem Va-va-vumm oder so plapperte. Vaventeuer versprachen gemeinhin etwas »Aufregendes«, das Dad in unser Programm schmuggelte, bevor er uns zu Mutter zurückbringen musste.

Zu den Vaventeuern der Vergangenheit gehörten:

1. Dad drehte in seiner Wohnung den Strom ab, und wir hatten um vier Uhr morgens ein »Blackout-Frühstück« mit Kerzen.
2. Ein Ausflug zum Kiesstrand, wo wir sogenannte »essbare Muscheln« sammelten.
3. Ein Ausflug zum nächsten verschneiten Berg, wo wir im Wald Äste abhackten und ein Biwak bauten – das alles vor dem Frühstück.
4. Einmal schleifte er uns zu einem kurz davor abgerissenen Hochhausblock, wo wir im Schutt

nach Kupferdrähten suchen und uns am Warnschild
BETRETEN VERBOTEN - LEBENSGEFAHR!
vorbeischieben mussten.

Ben fand das alles natürlich fantastisch, aber ich jammerte und maulte, gab es allerdings auf, Dad zu fragen, warum um Himmels willen wir das taten, weil er immer das Gleiche antwortete: »Ich weiß, jetzt stellst du dich an, aber eines Tages wirst du es mir danken!«

Dad bat uns, Mutter von diesen Vaventeuern nichts zu erzählen. »Die meisten Leute haben Angst vor der Wahrheit«, sagte er, »und eure Mutter hat eine besondere Aversion dagegen.« Natürlich sagte ich ihm, es wäre schon eine Form von psychologischem Missbrauch, wenn man seine Kinder bat, gegenüber ihrer primären sorgeberechtigten Bezugsperson Geheimnisse zu haben. Er tätschelte mir den Kopf, weil ich so »altklug« war, womit er mir allerdings nur sagte, *sei nicht so eine Klugscheißerin, Haley*. Fazit war jedenfalls, Mutter erfuhr nie von Dads heimlichen Vaventeuern, und hätte sie davon erfahren, hätte sie dem ganzen Quatsch während der »unbeaufsichtigten Aufenthalte bei eurem Vater« höchstwahrscheinlich juristisch einen Riegel vorgeschoben.

Sie hatten eine wirklich hässliche Scheidung. Ich meine, ich hab immer noch Flashbacks von ihren Schreiduellen. Aber es war ihm tatsächlich ziemlich gut gelungen, Mutters Vertrauen zurückzugewinnen, nachdem er sich jahrelang einer Therapie unterzogen hatte, zumindest dachten wir das.

So befanden wir uns jetzt auf einer total leeren Straße stadtauswärts. Wir wussten es nicht, aber Dad hatte seine »Stadtfluchtroute« mindestens zwanzig Mal getestet und jeweils gemessen, wie lang er für die gedachte Strecke brauchte - wie er allen Preppern in seinem Handbuch empfiehlt -, an dem Tag unserer Entführung konnte er also durch die Stadt

rasen und musste nicht mit Sperren oder übermäßigem Panik-Verkehr oder der Polizei rechnen.

Irgendwann tauchte eine große Mall am Rand der Vorstadt auf. Wenn wir an so einem Ding vorbeifuhren, bekamen wir normalerweise seine Borderline-Tiraden zu hören. Klassiker wie: »Die breite Masse geht davon aus, dass die Regale immer voller Lebensmittel sind, dass Benzin in der Tankstelle und Geld auf der Bank ist. Die breite Masse liebt ihre Unfreiheit, dazu ist sie erzogen worden, sie hat keine Ahnung, wie schnell das Kartenhaus in sich zusammenkrachen kann.« Einmal brüllte er sogar zufällig vorbeikommenden Shoppfern zu: »Wacht auf, ihr Schlafschafe!« Ja, ständig sagte er Ben und mir, wir sollen »aufwachen« und uns der Welt bewusst werden.

»Schlafschafe«, das sind, nur zur Info, Leute, die wie im Schlaf der Herde hinterhertrotten.

An dem Morgen aber war er gespenstisch still, und er sagte: »Schhh, das Radio!« In den Nachrichten war zu hören: »... Berichte von Todesopfern sind noch nicht bestätigt ... Abbruch der diplomatischen Beziehungen aufgrund von Gerüchten, wonach vieles vertuscht wurde, während die Weltgesundheitsorganisation ...« Dad stellte es leise, lächelte versonnen und summte zu einer Melodie, die nur er in seinem Kopf hörte.

In der Rückschau war das ein massives verräterisches Zeichen, aber wie immer schenkte ich dem weniger als null Beachtung, weil ich »kein kontextuelles Bewusstsein« hatte, wie es in Dads Survival-Handbuch bezeichnet wird.

Moment, du kennst meinen Dad eigentlich noch gar nicht.

Okay, Dad muss noch halbwegs normal gewesen sein, als er mit Mutter verheiratet war, aber seitdem er allein lebte, wurde er zu so einem verrückten Erfinder-Dad wie in *Chitty Chitty Bang Bang*. Sein SUV fuhr mit selbstgemachtem Diesel, der aus einem Teil Ammoniak und neun Teilen recyceltem

Fritteusenfett und Urin oder so bestand. In seiner Küche standen riesige Industrie-Kaffeefilter, mit denen er Teigreste und Zwiebelringe herausfilterte. Denn sein »Diesel« kam von den Cafés, die wir spätabends abklapperten - nachdem sie geschlossen hatten. Das war kein Klauen, sagte uns Dad, sondern »kreatives Recyclen«. »Der Abfall des einen ist das Gold des anderen«, sagte er.

Einmal roch Mutter Fish and Chips an mir und Ben und beschuldigte Dad, dass er uns Junkfood zu essen gab, und ich musste Ben das Versprechen abnehmen, dass er Mutter niemals die Wahrheit erzählte, sonst würde sie Dads illegale Herstellung potenziell explosiver Stoffe als Anlass nehmen, um ein Kontaktverbot gegen ihn zu erwirken. Ich erklärte Ben, dass es nicht unbedingt eine Lüge war, weil man die Menschen, die man liebt, manchmal vor der Wahrheit schützen muss. Was wir im Grunde alle mit Ben machten, 24/7.

Dad hatte es geschafft, dass wir seine Absonderlichkeiten für völlig normal hielten, denn als ich an dem Morgen, an dem wir aus der Zivilisation rasten, zum Beispiel mit dem Fuß gegen die zerlegte Armbrust unter Bens Autositz stieß, sagte ich bloß: »Yup, Dad wie er leibt und lebt!«

Ich sah auf den Tacho, wir waren fünf Meilen über der vorgeschriebenen Höchstgeschwindigkeit, alles ganz normal. Wir passierten die Sechzigerjahre-Wohnsiedlungen mit ihren zugenagelten Fenstern und die anderen leerstehenden Gebäude in den Vororten, zu denen Dad uns gebracht hatte, wenn er uns seine Lebensphilosophie nahebringen wollte. Wir fuhren einfach dran vorbei und beschleunigten in Richtung Dads Entführungsplan A. Später war er gezwungen, zu Plan B und Plan C und sogar zu Plan G überzugehen, aber an diesem Kreuzungs- oder Zeitpunkt oder wie auch immer hatten wir keine Ahnung, dass es so was überhaupt gab.